



Deutsche Literaturgeschichte

Von den Anfängen bis zur Gegenwart

9. Auflage



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Deutsche Literaturgeschichte

Von den Anfängen bis zur Gegenwart

Von

Wolfgang Beutin, Matthias Beilein, Klaus Ehlert (†),
Wolfgang Emmerich, Christine Kanz, Bernd Lutz,
Volker Meid, Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers,
Ralf Schnell, Peter Stein und Inge Stephan

Neunte, aktualisierte und erweiterte Auflage

Mit 563 Abbildungen

J.B. Metzler



ISBN 978-3-476-04952-0

ISBN 978-3-476-04953-7 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-476-04953-7>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

J.B. Metzler

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, ein Teil von Springer Nature, 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart (Foto: akg-images)

J.B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur neunten Auflage x
 Vorwort zur achten Auflage xi

Mittelalterliche Literatur 1 *(Bernd Lutz)*

Europa und ›Deutschland‹ im Mittelalter – skizzenhaft 1
 Eine romantische Wiederentdeckung 5
 Germanisch-heidnische Dichtung, Heldenlied 9
 Von der karolingischen Renaissance zum Stauferreich:
 Kulturpolitische Grundlagen 11
 Die zentrale Rolle der Klöster 12
 Die epische Literatur der Stauferzeit 22
 Rückgriff auf Germanisch-Heroisches: Das Nibelungenlied 33
 Minnesang 36
 Grundzüge der Literatur des Spätmittelalters 47

Humanismus und Reformation 59 *(Wolfgang Beutin)*

»O Jahrhundert, o Wissenschaften!« – Der Renaissance-Humanismus 59
 »Die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei« –
 Gesellschaftskritik und reformatorische Programme von der
 »Reformatio Sigismundi« bis Hans Sachs 65
 »Derhalb muß du, gemeiner Mann, selber gelehrt werden« –
 Die Entdeckung des Worts als Waffe 69
 Der Buchdruck, das Neulatein und der Übergang zu den Volkssprachen 71
 »Daß wir frei sind und es sein wollen« – Flugschriftenliteratur 74
 Zwei Reformatoren, ein Propagandist der Reformation 76
 Reformationsliteratur 83
 »Sie hand gemacht ein Singschul« – Meistersang, Volkslied, Gemeindelied,
 Bekennnislyrik 87
 »Der Jugend Gottes Wort und Werk mit Lust einzuprägen«:
 Das Reformationsdrama 93
 Schwank und Roman vor dem Roman 96

Literatur des Barock 103*(Volker Meid)*

Deutschland im 17. Jahrhundert 103

Literatur und Gesellschaft 108

Die Literaturreform 111

Dichtung und Rhetorik 115

Deutsche Literatur und Weltliteratur 117

Lyrik 119

Von Trauer- und Freudenstücken 130

Roman und andere Prosaformen 138

Aufklärung 151*(Inge Stephan)*

Was ist politisch und gesellschaftlich neu? 151

Die Öffentlichkeit verändert sich Der freie Schriftsteller meldet sich zu Wort

Der literarische Markt entsteht 152

Die aufklärerischen Literaturtheorien von Gottsched über Lessing bis zum

Sturm und Drang 159

Die aufklärerische Praxis im Drama 162

Der einzelne Mensch erfährt sich im Roman 174

Subjektivität und Gesellschaftskritik in der Lyrik 178

Lehrhafte Fabel 179

Entstehung der Kinder- und Jugendliteratur 180

Rationalismus und Empfindsamkeit Zur Dialektik der Aufklärungsbewegung 182

Kunstepoche 185*(Inge Stephan)*

Zwischen Revolution und Restauration 185

Reaktionen auf die Französische Revolution Klassik – Romantik –

Jakobinismus 186

Weimarer Klassik 192

Der Weg zum Entwicklungs- und Bildungsroman 200

Die Verbindung von Dramatischem und Epischem in der Novelle 203

Romantik als Lebens- und Schreibform 205

Schreibende Frauen der Romantik 212

Die Mainzer Republik und die Literaturpraxis der deutschen Jakobiner 215

Im Umkreis von Klassik, Romantik und Jakobinismus: Jean Paul – Kleist –

Hölderlin 218

Die späte Romantik 226

Goethes Spätwerk als Bilanz der Epoche 230

Klassikverehrung und Klassikwirkung im 19. und 20. Jahrhundert

(Peter Stein) 233

Vormärz 241*(Peter Stein)*

- Aufbruch in die Moderne 241
- Literaturmarkt, Berufsschriftstellertum und Zensur 245
- Wozu ist Literatur jetzt nützlich? 249
- Das Unglück, Dichter zu sein, oder: Vom Geschichtsschreiber zum
Geschichtstreiber 254
- Enfant perdu: Heinrich Heine 258
- Das Ende der Kunst oder neue Zeit und neue Kunst 262
- Das Programm der politischen Poesie 269
- Kritik der politischen Poesie: Der Widerstreit von politischer Tendenz und
literarischer Praxis 273
- Literatur und Sozialismus in Vor- und Nachmärz 276
- Unterhaltungsliteratur, Kinder- und Jugendliteratur, Frauenliteratur 281
- Rückblick auf eine Epoche: Neue Schreibweisen in Prosa, Lyrik und
Drama 286
- 1848 und das Zerschneiden der aufklärerischen Perspektive 292

Realismus und Gründerzeit 295*(Klaus Ehlert)*

- Die widersprüchliche Situation und Versuche, sie darzustellen 295
- Nationale und liberale Erziehung statt allgemeiner geistiger Freiheit? 301
- Hat die Reichsgründung 1871 neue Wege eröffnet? 304
- Vollklliteratur und Dorfgeschichte 310
- ›Haltungen‹ als literarische Antwort auf die gesellschaftliche
Entwicklung 314
- Politisch engagierte Schriftstellerinnen und Schriftsteller zwischen
1848 und 1890 323
- Die Lyrik in der Epoche des Realismus 328
- Idee und Wirklichkeit des Dramas im Realismus 333
- Die Entwicklung der Massenklliteratur nach 1848 und deren Ziele 337

Die literarische Moderne (1890–1920) 345*(Christine Kanz)*

- Die Naturalisten als erste Generation der literarischen Moderne 345
- Literaturbewegungen um 1900 357
- Expressionismus (1910–1920) 370
- Jenseits literarhistorischer Kategorien und nationaler Grenzen 385
- Die internationale Dada-Bewegung 387

Literatur in der Weimarer Republik 391

(Inge Stephan)

Nach der Niederlage des Ersten Weltkriegs 391

Literatur als Ware 393

Ansätze zu einer proletarisch-revolutionären Literatur 403

Die Neue Frau 406

Vielfalt der Prosa 410

Neue Sachlichkeit 418

Zeitstück, Volksstück und Lehrstück 425

Zwischen Artistik und Engagement – die Lyrik 431

Literatur im ›Dritten Reich‹ 437

(Inge Stephan)

Die nationalsozialistische Machtübernahme 437

Die »Ästhetisierung der Politik« oder faschistische Politik als

»Gesamtkunstwerk« 442

Die Literatur der ›Inneren Emigration‹ 446

Schreiben in der Illegalität 451

Die deutsche Literatur des Exils 455

(Inge Stephan)

Der Exodus 455

Kampf um die »Einheitsfront« der Exilautoren 460

Kontroversen um ein neues Selbst- und Literaturverständnis der Exilautoren –

Expressionismus- und Realismusdebatte 463

Die besondere Rolle des historischen Romans 466

Antifaschistische Literaturpraxis 469

Die besondere Rolle Bertolt Brechts 474

Deutsche Literatur nach 1945 483

(Ralf Schnell)

»Als der Krieg zu Ende war« 483

Alliierte Kulturpolitik 489

Politisch-kulturelle Publizistik 494

Aporien des lyrischen ›Kahlschlags‹ 496

Von der Schwierigkeit, Prosa zu schreiben 501

Das Drama der deutschen Nachkriegsbühnen 507

Die Literatur der DDR 515

(Wolfgang Emmerich)

Modell ›Literaturgesellschaft‹: Literarisches Leben zwischen Sozialpädagogik
und Zensur 515

Die fünfziger Jahre: Antifaschistischer Konsens und Auseinandersetzung
mit der »neuen Produktion« 524

Zwischen Affirmation und Utopie. Der Umbruch in den sechziger Jahren 538

Wider die instrumentelle Vernunft. Die Literatur der siebziger und
achtziger Jahre 555

Die Literatur der Bundesrepublik 585*(Ralf Schnell)*Der Literaturbetrieb (*Matthias Beilein*) 585

Literatur versus Politik: Schreibweisen der fünfziger Jahre 598

Die Politisierung der Literatur (1961–68) 613

›Tendenzwende‹ – Literatur zwischen Innerlichkeit und alternativen
Lebensformen (1969–77) 641

Die Neue Frankfurter Schule 651

Widerstand der Ästhetik – Die Literatur der achtziger Jahre 654

Tendenzen in der deutschsprachigen**Gegenwartsliteratur seit 1989 669***(Michael Opitz/Carola Opitz-Wiemers)*

Die Zäsur des Jahres 1989 – Voraussetzungen und Folgen 669

Literarische Verarbeitung der ›Wende‹ in Prosatexten 678

Zwischen »Transit-Poesie« und »Erlebnisdichtung«? 697

Nicht vergangene Vergangenheit – Holocaust und Faschismus 714

Zwiesprachen mit historischen Personen 732

Expeditionen zu den Ursprüngen 736

Pop-Literaten und »Fräuleinwunder« 741

Der 11. September 2001 743

Grenzöffnung 2015 – Migration 746

Auf der Suche nach der verlorenen Kindheit 747

Der Faktor Arbeit in der Literatur 755

Erinnerungsräume und Gefühlsattacken – Theater vor und nach der
Jahrtausendwende 759

Literatur aus naher Fremde 766

Literatur im Netz/Netzliteratur 773

Weiterführende Bibliographie 777**Personen- und Werkregister 788****Bildquellen 799**

Vorwort zur neunten Auflage

Nach wie vor ist diese Literaturgeschichte ein vielbenutztes Nachschlagewerk und Lesebuch, was uns darin bestärkt, nach sechs Jahren eine weitere Neuauflage zu veranstalten. Wiederum wurden kleinere sachliche Korrekturen vorgenommen, Lebensdaten aktualisiert und die weiterführenden Literaturhinweise durchgesehen und ergänzt. Den Abschnitt zum Literaturbetrieb (S. 585 ff.) hat Matthias Beilein auf den neuesten Stand gebracht. Das abschließende Kapitel zu den Tendenzen der Gegenwartsliteratur ist weiter angewachsen; Carola Opitz-Wiemers und Michael Opitz haben notwendige Aktualisierungen und Ergänzungen vorgenommen. – Im Übrigen gilt, was in früheren Vorworten dieses nun seit 40 Jahren bestehenden Grundlagenwerkes formuliert wurde: Die »Deutsche Literaturgeschichte« legt zwar ihren Schwerpunkt auf die Literatur seit 1945, sie spricht aber ebenso emphatisch von der Literatur der Vergangenheit und versucht, die seit dem Mittelalter lebendigen und gegenwärtigen Momente der deutschen und deutschsprachigen Literatur bewusst zu machen.

August 2019

Vorwort zur achten Auflage

Es ist zu berichten, was sich verändert hat. Der gesamte Text einschließlich der Bibliographien wurde kritisch durchgesehen. Kleine sachliche Veränderungen und Korrekturen wurden stillschweigend vorgenommen, ohne dass dies hier im Einzelnen angezeigt und begründet werden kann. Das Unterkapitel »Der Literaturbetrieb« zu »Die Literatur der Bundesrepublik« wurde aufgrund der auf vielen Ebenen immer deutlicher zutage tretenden Konsequenzen des technologischen Wandels von Matthias Beilein (Universität Tübingen) vollkommen neu verfasst. Das abschließende Kapitel »Tendenzen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1989« wurde von Michael Opitz und Carola Opitz-Wiemers – mit Ausnahme des Sonderfalls Theater – bis in unsere Tage fortgeschrieben und, wo nötig, ergänzt. Ein kurzer Epilog von Bernd Lutz bildet einen notwendigen und zu beherzigenden Schlusspunkt unserer Darstellung der nahezu 14 Jahrhunderte umfassenden Geschichte der deutschsprachigen Literatur.

Mai 2013

Mittelalterliche Literatur

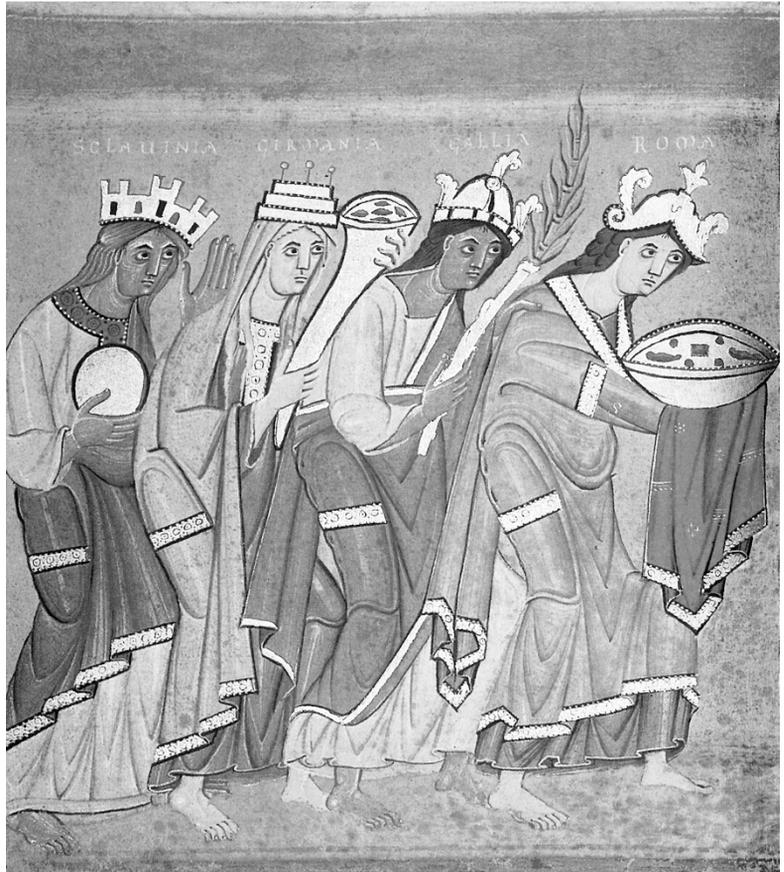
Europa und ›Deutschland‹ im Mittelalter – skizzenhaft

Begrifflich, historisch, geographisch und politisch sind Vorbemerkungen notwendig, um nicht den Eindruck zu erwecken, mit der Geschichte der deutschsprachigen Literatur beginne auch die universale Weltgeschichte, sei diese mit jener gar gleichzusetzen. Die Weltgeschichte ist längst tätig und wirksam, manifestiert sich seit Jahrtausenden in mesopotamischen, ägyptischen, aztekischen, indianischen, orientalischen, afrikanischen, griechischen, römischen Kulturformationen und vielen anderen mehr. Was sie eint: Sie haben ihre einstige Bedeutung verloren und sind längst Gegenstand des mythisch-historischen Gedächtnisses geworden. Zuletzt haben die Römer das Kernland Europa besetzt gehalten und bis heute vielfach sichtbare Zeugnisse ihrer Anwesenheit hinterlassen; nun – im ›Mittelalter‹, von dem zu berichten ist – waren es die muslimischen Araber, die Nordafrika und das halbe Spanien okkupiert hatten. Sie bringen nicht nur ihre reichhaltige Kultur, ihre Religion, ihre Architektur, ihre Musik, ihre Literatur mit, sondern auch weit gefächerte wissenschaftliche Kenntnisse, die als lateinische Übersetzungen von Toledo oder Salamanca aus in allen wissbegierigen europäischen Ländern, auch in fränkische, alemannische, bairische Dialektsprache übersetzt und handschriftlich verbreitet werden. Dennoch gilt: Dieses ›Germanien‹ – die Bezeichnung der einstigen römischen Provinz – ist zu Beginn des Mittelalters in seiner politischen und kulturellen Entwicklung vergleichsweise weit zurück und befindet sich auf dem Niveau von heidnischen Stammesfürstentümern. Dieses Germanien ist – einem konservativen Prädikat nach – noch nicht in die Geschichte des zukünftigen »Heiligen Römischen Reichs« eingetreten. Dieses setzt als bestimmende politisch-kulturelle Großformation, als Nachfolge des antiken »Römischen Reichs« und im Gegensatz zum oströmischen »Byzantinischen Reich« unter Karl dem Großen ein und wird in zahlreichen Auseinandersetzungen der kirchlichen (*sacerdotium*), der weltlichen (*imperium*), der territorialen Mächte und des Kaisertums im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts zu einer auf das deutsche Reichsvolk bezogenen imperialen Institution, die schließlich 1806 im Kampf gegen den französischen Kaiser Napoléon, den selbst ernannten Neuordner Europas, als »Heiliges Römisches Reich deutscher Nation« zerbricht.

Begrifflich unterscheiden die ersten europäischen – niederländischen – Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts die Antike, das Mittelalter und ihre gegenwärtige Neuzeit im Bezug auf Literatur, Philosophie und Sprache. Im Hinblick auf

Der Begriff Europa

Dem thronenden Kaiser nähern sich, barfuß und demütig, die Personifikationen der vier Provinzen des Reiches: Sclavinia, Germania, Gallia und Roma (Reichenau, um 1000).



die Weltgeschichte bleibt es bei der traditionellen Trennung von jüdisch-heidnischem Altertum und neuzeitlichem, christlichem Erlösungshorizont, der offen ist. Verändert wird diese Balance, als das osmanische und das russische Reich, muslimische und griechisch-orthodoxe Tendenzen auf den Plan treten und den römisch-katholisch geprägten Begriff vom mittelalterlichen und in Folge frühneuzeitlichem christlichem ›Abendland‹ an den Rand zu drängen drohen. Es ist kein Zufall, dass der katholische Erzbischof von Canterbury, Anselm, mit seinem ontologischen Gottesbeweis nachweist, dass über Gott – den seinen – hinaus nichts Größeres gedacht werden kann (*aliquid quo nihil maius cogitari possit*), Gott infolge dessen existiert und damit die katholische Kirche in allen menschlichen Belangen legitimierter Vormund der gesamten Menschheit ist. Dieser Anspruch ist Ausdruck eines geistigen Machtkampfs, welcher der territorialen und politischen Expansion der katholischen Kirche gleichrangig zur Seite zu stellen ist. An einem von ihr garantierten Status der Erlösung des Menschengeschlechts von der Erbsünde und der Hinführung der Menschheit auf ein kommendes Gottesreich sei also grundsätzlich nicht zu rütteln, sondern es sei nur eine Frage der Zeit und des bedingungslosen Glaubens an die katholische Allmacht.

Europa als Ort

Räumlich fußt das Mittelalter nur zum Teil auf dem Schauplatz der griechischen und römischen Antike. Geographisch sind dies die Länder der Königreiche England, Irland, Schottland, Wales, Frankreich, Kastilien, Portugal, Aragonien,

Polen, Ungarn, Thessalonike, das römische (fränkische) Reich mit den deutschen Ländern in der Mitte, die russischen Fürstentümer, das Reich der islamischen Almoraviden (bis nach Spanien reichend), das Reich der Fatimiden (Nordafrika) und das byzantinische Reich Rum (mit Damaskus und Jerusalem). Nach Norden und Westen offen, gilt das Mittelmeer südlich als Grenze gegenüber den in Spanien eingedrungenen Arabern. Die zugehörige politische Formation des Mittelalters ist die des dynastischen Feudalismus.

In seinen zeitlichen Grenzen bewegt sich das Mittelalter zwischen der konstantinischen Wende 313, der Zeit der Völkerwanderung, der christlichen Missionsbewegung, den eindrucksvollen profanen und sakralen Bauwerken der Romanik und Gotik, der Entstehung eines ständisch organisierten Stadtbürgertums, der bis heute sichtbaren Stadtentwicklung selbst und dem Thesenanschlag Martin Luthers 1517 und der Entdeckung Amerikas 1492 als äußerlichen historischen Daten. Andere Betrachtungen sind möglich. Politisch die frühmodern prosperierende, weltoffene, dem Fernhandel zugewandte Stadtrepublik Venedig als frühneuzeitlicher Ausgangspunkt, ideengeschichtlich die volksfrömmige Wirkung des heiligen Franz von Assisi (Befreiung der gläubigen Seele aus den Fesseln der katholischen Kirche, Wendung zu einem eher der Neuzeit entsprechenden natürlichen Verhältnis von Mensch, Gott und Natur), literaturgeschichtlich des zum *poeta laureatus* gekrönten Dichters Francesco Petrarca (dennoch: Besteigung des Mont Ventoux am 26. April 1336 als Befreiung von höfischer Etikette, ein äußerliches Datum sich manifestierender neuzeitlicher Subjektivität, der einsetzenden Renaissance in Italien), theatergeschichtlich der Aufbruch des modernen Gewissens (*Hamlet*) im dramatischen Werk William Shakespeares, einem Werk des unsicheren Übergangs aus feudalistischen Mustern, die kunstgeschichtliche Interpretation des Malers Giotto di Bondone oder die architekturgeschichtliche des Castel del Monte legen frühere Daten für das Ende des Mittelalters – um 1400 – nahe.

Grenzerfahrungen im modernen Sinn wurden in diesem auf Freizügigkeit angelegten Europa nicht gemacht. Wahrnehmbare Grenzen, Erfahrungen des Fremden, Neuen und Ungewohnten in der Hauptsache, entstanden im Inneren der Länder und Regionen, bildeten Lebens- und Sprachgewohnheiten, das Alltägliche, Ess- und Trinkgewohnheiten, der spürbare Geruch der Lebensmittel, der Vorräte an – kostbarem – Geräuchertem, Geselchtem, Rüben, Gemüse oder Gewürzen, einem an den Jahreszeiten, dem christlichen Kalender orientierten Angebot von Lebensmitteln, die Architektur der Verkehrswege zu Wasser und zu Lande (Handelswege, Pilgerrouen z. B.), die Städte und Straßen, die Lebhaftigkeit der Plätze und Häuser, die ortsüblichen Bettler, die Lahmen, Verkrüppelten und Siechen, Fleckfiebigen, Rüdigen, Elefantösen, Gichtigen, Pestkranken (Krankheitsbilder, die sich nicht versteckten, sondern zum selbstverständlichen, zum panischen Alltag gehörten), die Kleidung, die Mode, der alltägliche Markt und dessen Lärm, der persönliche, lebhaft-beredete Umgang miteinander, eine nie versiegende Quelle des Witzes, des Anekdotischen, der Novellistik. Wer im Mittelalter provenzalisch, aragonisch, rheinfränkisch, bairisch oder niederdeutsch sprach, äußerte sich auf regionalem Hintergrund, sprach ›fremd‹ und war schlecht verständlich. Wer aus dem alemannischen Sprachgebiet an den Niederrhein oder ins Bayerische kam, löste mit seinem angeborenen Dialekt, seiner ›Zunge‹, einen Grad von Befremdung aus, der trotz der weitgehenden schriftsprachlichen Nivellierung der Dialekte bis heute anhält. Eine assimilierende neuhochdeutsche Schriftsprache, die auch Alltagssprache war, existierte als grundle-

*Europa im Mittelalter –
zeitlich*

*Grenzerfahrungen,
Erfahrungen des Fremden*

gendes Verständigungsmittel bis in das 16. Jahrhundert hinein nicht – trotz des Fränkisch-Alemannischen, das sich um 1170 als Literatursprache nur sehr vorsichtig herauswagt. Repräsentativer, normierender Ausdruck jedenfalls ist dieser Mischdialekt nicht geworden. Universalsprache, die europaweit verstanden wurde, war das Mittellateinische. Wer aber, außer der dünnen Schicht der städtischen und der geistlichen Gelehrten, die überdies das Privileg erworben hatten, lesen und schreiben zu können, beherrschte dieses Idiom schon? Nicht einmal die Spitzen der politischen und administrativen Nomenklatur, die überwiegend zu den Analphabeten zu rechnen waren. Man ist also gut beraten, wenn man bei Betrachtung des Mittelalters trotz der übergreifenden Konstrukte religiöser und politischer Natur den Regionalismen aller Schattierungen verstärkte Aufmerksamkeit widmet.

*Jüdisches Gedächtnis,
jüdisches Leiden*

Doch nicht nur diesen. Grenzerfahrung, Erfahrung der Andersartigkeit, des Fremden weist auch auf die jüdische Bevölkerung hin, die im gesamten mittelalterlichen Europa in zahllosen Ghetto-Gemeinden anzutreffen war und ihr Handelsleben, ihr kultisch-religiöses Leben mehr geduldet als geachtet, ja sichtbar ausgegrenzt und stets gefährdet, in Toledo, Rom oder Köln entfaltete (vgl. den »Geldjuden« und dessen Schicksal bei William Shakespeare: *The Merchant of Venice*). Zurückliegende, weit ausgreifende historische Darstellungen wie die von Franz Delitzsch, *Zur Geschichte der jüdischen Poesie* (1836) und Abraham Berliner, *Aus dem inneren Leben der deutschen Juden im Mittelalter* (1871), belegen den hohen Rang der rabbinischen Gelehrten in literarischer und gesellschaftlicher Hinsicht. Franz Delitzsch bezeichnete die beiden Jahrhunderte zwischen 940 und 1140 geradezu als goldenes und silbernes Zeitalter jüdischer Dichtkunst. Unübersehbar ist auch die Rolle, welche die mittelalterlichen Juden in ganz Europa bei der islamischen Vermittlung griechisch-römischer Kultur mit dem christlichen Okzident gespielt haben (Moritz Steinschneider, *Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters und die Juden als Dolmetscher*, 1893). Defizite der gegenwärtigen Mittelalterwissenschaft sind hier, trotz einer spürbaren Zunahme der jüdischen Studien in den letzten Jahren, generell anzumelden.

Charlemagne

Karl der Große ist als erster mittelalterlicher Kaiser im Jahr 800 in Rom vom Papst zum Kaiser des »Heiligen Römischen Reiches« gekrönt worden. Karl ist die machtpolitisch strahlendste Gestalt seiner Zeit. In lang andauernden militärischen Kämpfen – u. a. gegen das islamische Spanien (Rückzugsgefecht gegen feindliche Basken bei Roncevalles, vgl. das *Rolandslied*) – setzte er sich gegen die Sachsen, die Bayern, die Avaren durch, um sie seiner fränkischen Vorherrschaft zu unterwerfen. Damit verbunden war eine gewaltige territoriale Expansion im Süden, Südwesten und Osten Europas, mit der Karl sein Territorium neben dem Kalifat von Bagdad, neben Byzanz zum alles beherrschenden Zentrum ausbaute (»der Vater Europas«, dessen Idee sich heute in der jährlichen Verleihung des Karlspreises in Aachen spiegelt). Die Vision eines christlich geeinten Europa schien im Frankenreich Karls des Großen äußerlich sichtbare Gestalt anzunehmen. Auch nach innen: durch die Stärkung der Reichsaristokratie, die Stärkung der zentralen RechtsHoheit, die durch Königsboten – mit allen notwendigen Kompetenzen ausgestattete Reichs- bzw. Kaiser-Missare – überwacht wurde, die Stärkung der mit zahlreichen Schenkungen und Privilegien bedachten katholischen Kirche als innenpolitischem Ordnungsfaktor, einhergehend mit einer umfassenden Bildungsreform, deren Ziele er mit einer Hofschule lenkte, an der er hochrangige Gelehrte wie Alkuin versammelte. Von ihr ausgehend haben christliche Frömmigkeitsbewegung, geistliche Gelehrsamkeit, eine heute nicht mehr ver-

traute Geschichtsschreibung aus dem Geist der christlichen Endzeiterwartung und Erlösung aus dem irdischen ›Jammertal‹, Kunst und Literatur richtungweisende, neuartige Impulse empfangen. Dies nicht nur für den fränkischen, sondern auch für den germanischen Reichsteil, als dessen Kaiser beider Reiche er regierte.

Das zunächst schwäbische Herzogtum mit geistlichem Zentrum im Kloster Lorch entwickelte sich in einer komplizierten Geschichte seit dem 9. Jahrhundert durch Heirat und Vererbung bis zur Königswürde (König Philipp von Schwaben), die nicht nur auf Frankreich (Burgund), sondern auch – programmatisch im Sinn einer transregionalen christlichen Heilserwartung – auf Süditalien (Sizilien, später auch Sardinien) übergriff. Wendungen kündigen sich mit der Kaiserwürde Friedrichs II. (Kaiserkrönung 1220) an; teils durch Heirat, Tod der Söhne und Töchter, wurde er unbestrittener Erbe weit gestreuter Territorien, auch des Königreichs beider Sizilien. Bemerkenswert ist seine bereits zu Lebzeiten festgestellte, heute als abenteuerlich erscheinende Interpretation durch den zeitgenössischen Historiker Gottfried von Viterbo: Demnach sei Friedrich II. das letzte Glied einer auf das Stadtkönigtum Sparta zurückreichenden »Kaiserkette«, mit dem das unmittlere »Weltende« (in der neutestamentarischen Apokalypse des Johannes 20, 1–7 verkündet) nun bevorstehe. Erst in jüngster Zeit ist der Blick auf das troianische Erbe der Antike und des Mittelalters in den Kaisergenealogien gelenkt worden. Der aus dem endlich nach langjähriger Belagerung durch die Spartaner zerstörten kleinasiatischen Troia flüchtende König Aeneas – in der Überlieferung der *Aeneis* des römischen Dichters Vergil – war nicht nur dynastischer Gründer Roms und damit innerantik-mythischer Ausgangspunkt der Kaisergenealogien des Römischen Reichs, er reichte bis in die Legitimationsstrategien des mittelalterlichen Kaisertums hinein. Als solcher Kaiser stammte man in direkter Linie von Aeneas ab – so die Franken, die Briten, die Habsburger, die Stauer usw.; mithin galt die *Aeneis* des Vergil (wie Ovid und Statius kanonischer und damit weit bekannter Schulautor) neben der Bibel als wichtigster pseudohistorischer Text für das mittelalterliche Selbstverständnis und wurde zahlreich übersetzt und verbreitet. Der Stauferkönig Friedrich II. schließlich war trotz aller zeitgenössischen heilsgewissen Beschwörungen aus dem Geist der katholischen Endzeittheologie ein tatkräftiger Befürworter der Reichseinigung und einer kompromissbereiten Versöhnung von weltlicher und geistlicher Macht, ihr Konfliktpotential stets vor Augen.

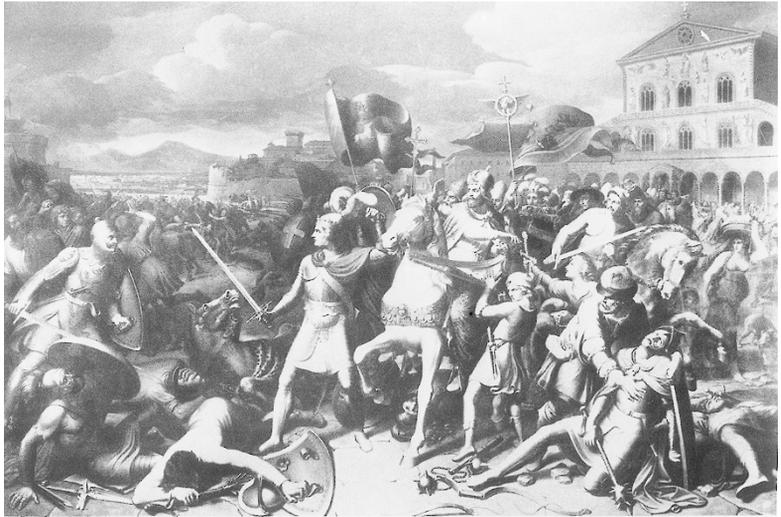
*Staufische
Reichspolitik*

Eine romantische Wiederentdeckung

Die deutsche Literatur des Mittelalters liegt nicht so überschaubar vor uns, wie dies für spätere Epochen gelten mag oder gilt. Vergewärtigen wir uns zum einen, dass sie von den frühesten Zeugnissen in der Mitte des 8. bis zu ihrem Ausklang im 15. Jahrhundert einen Zeitraum von etwa acht Jahrhunderten umfasst, eine längere Zeitspanne also, als die Literatur vom Frühhumanismus bis in die allerjüngste Moderne beansprucht. Die Überlieferung von Handschriftlichem erscheint zunächst als spärlich und zufällig; eine Schätzung des Umfangs der ein für alle Male untergegangenen und dem historischen Zugriff entschundenen Literatur ist im Verhältnis zur erhaltenen nicht möglich. Im Unterschied zur deutschen Literatur – und dies gilt selbstverständlich auch für andere nationale Literaturen – seit dem 15. Jahrhundert, deren Ausmaß und Verhältnis wir dank der

*Was wissen wir von
den Anfängen?*

Glorifizierung der deutschen Vergangenheit: Heinrich der Löwe verteidigt Friedrich Barbarossa gegen die rebellierenden Römer (Gemälde von F. und J. Riepenhausen, 1825).



durch den Buchdruck gesteigerten Auflagenzahl und damit Bewahrungschance gut kennen, steht der Literatur der Frühzeit entgegen, dass sie ausschließlich mündlich tradiert wurde und selbst mit dem Aufkommen der schriftlichen Fixierung dem Liebhaber-Interesse späterer Generationen unterworfen war. Absichtsvolles Sammeln und authentisches Archivieren der mündlichen Tradition waren nicht üblich. Sehr viel stärker als in anderen Epochen sind wir bei der mittelalterlichen Literatur auf die mehr oder weniger gestreichte Rekonstruktion der vermutlichen Literaturverhältnisse angewiesen. Diese über mehrere Jahrhunderte zu beschreibende Literatur erweckt den Eindruck, als habe sie sich zunächst nur »spärlich gerührt« und erst »allmählich entfaltet«. Ursache für diesen Eindruck ist unsere schriftliche Kultur, der zufolge wir Literatur unmittelbar mit der schriftlichen bzw. gedruckten Fixierung als Handschrift, Codex oder Buch gleichsetzen. Über die Form und Funktion mündlich vorgetragener und weitervererbter Stammes- und Gemeinschaftsliteratur in der Vor- und Frühgeschichte fast aller Völker sind einigmaßen umfassende Aussagen kaum realistisch.

Mangelndes Tatsachenwissen ist also ein wichtiger Grund, weshalb wir uns bei der Einschätzung der mittelalterlichen Literatur, insbesondere der nicht christlich geprägten, selten schriftlichen Frühzeit auf unsicherem Boden bewegen. Entscheidender noch für unsere Auffassung vom Mittelalter und dessen Literatur ist – nach philologischen Ansätzen im Humanismus, nach den editorischen Bemühungen von Bodmer und Breitinger um die Heidelberger Liederhandschrift und das *Nibelungenlied* in der Mitte des 18. Jahrhunderts – ihre Wiederentdeckung durch die deutsche Romantik; trotz allem der Zeit möglichen philologischen Ernst wurde sie ihrer Bedeutung nach übertrieben und utopisch aufgeladen – in der romantischen Kunstprogrammatik um 1800 sichtbar durch die Polarisierung von klassisch-endlichem Formwillen, repräsentiert durch die dem damaligen Sprachgebrauch nach »heidnisch-jüdische« Antike, und romantisch-unendlicher Progression, der das heilsgeschichtlich orientierte christliche Mittelalter nach Ansicht der Romantiker zuzuordnen war. Diese Wiederentdeckung des Mittelalters erfolgte zu einem Zeitpunkt, als sich im Zug der rationalistischen Aufklärungskritik eine reflexive Geschichtsauffassung bildete, die sich nicht mehr

Weltgeschichte als Heilsgeschehen?

mit den Tatsachen allein, sondern auch mit deren fortschrittlich-rückschrittlicher universalgeschichtlicher Deutung befasste. Schockierende Ernüchterungen durch die Leiden unter den Napoleonischen Kriegen mögen dazu beigetragen haben. Jenseits der traditionellen christlichen Geschichtsteologie, die durchgängig Weltgeschichte als Heilsgeschehen verstanden hat, wurde das romantische Mittelalterbild Ausgangspunkt der nationalpädagogischen Sammlungsbewegung des 19. Jahrhunderts. Dem ordnete sich mühelos die reaktionär anmutende Aufwertung des »abendländischen Katholizismus« unter, und in der Tat hat die romantische Generation der Künstler und Literaten zahlreiche religiöse »Kunst«-Konversionen aus diesem geschichtsphilosophischen Grund zu verzeichnen. Novalis ging in seinem Roman *Heinrich von Ofterdingen* (1802 erschienen) so weit, den Protestantismus der »Insurgenz« zu bezichtigen und damit hinter den Kampf um »alten« und »neuen« Glauben während der durch Martin Luther 1517 ausgelösten Reformationskämpfe zurückzugreifen.

Schon der romantische Begriff »Mittelalter« ist für heutige philologisch-historische Begriffe unscharf. Er umfasste die frühgeschichtliche Zeit bis hin zu Albrecht Dürer, und erst das Zeitalter der Herausbildung der neuzeitlichen Subjektivität durfte den Anspruch der Moderne stellen. Die romantisierenden Zeitgenossen, allen voran Ludwig Tieck, Heinrich Wackenroder, die Brüder Schlegel und Novalis sahen im Mittelalter eine heilsgeschichtlich ausgesöhnte Epoche, die durch ihre klare ständisch-hierarchische Gesellschaftsstruktur, durch den Primat von christlicher Religiosität als *dem* Verständigungsmedium über das Verhältnis von Gott, Mensch und Welt und durch die scheinbar stabilen Verhältnisse des staufischen Reichs nach innen und nach außen ein glänzendes, geschichtsloses Gegenbild zu dem vom Kampf gegen Napoléon, ersten Entfremdungserfahrungen (u. a. der gesellschaftlichen Ohnmacht von Kunst und Literatur), wirtschaftlicher und sozialer Depression und einer dezidierten Aufklärungskritik bestimmten Zeithintergrund zu Beginn des 19. Jahrhunderts bildete. Unter diesem Eindruck stand Friedrich Schlegels Votum: »Der revolutionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren, ist der elastische Punkt der progressiven Bildung und der Anfang der modernen Geschichte.« Ähnlich lässt sich Novalis in seinem programmatischen Buch *Die Christenheit oder Europa* (1799) vernehmen: »Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo Eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs. Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte Ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. Eine zahlreiche Zunft, zu der jedermann den Zutritt hatte, stand unmittelbar unter demselben und vollführte seine Winke und strebte mit Eifer seine wohlthätige Macht zu befestigen, jedes Glied dieser Gesellschaft wurde alenthalben geehrt, und wenn die gemeinen Leute Trost oder Hülfe, Schutz oder Rat bei ihm suchten und gerne dafür seine mannigfaltigen Bedürfnisse reichlich versorgten, so fand es auch bei den Mächtigeren Schutz, Ansehn und Gehör, und alle pflegten diese auserwählten, mit wunderbaren Kräften ausgerüsteten Männer wie Kinder des Himmels, deren Gegenwart und Zuneigung mannigfachen Segen verbreitete. Kindliches Zutrauen knüpfte die Menschen an ihre Verkündigungen. Wie heiter konnte jedermann sein irdisches Tagewerk vollbringen, da ihm durch diese heiligen Menschen eine sichere Zukunft bereitet und jeder Fehltritt durch sie vergeben, jede mißfarbige Stelle des Lebens durch sie ausgelöscht und geklärt wurde. Sie waren die erfahrenen Steuerleute auf dem großen unbekanntem Meere, in deren Obhut man alle Stürme geringschätzen und zuversicht-

*Der romantische Begriff
»Mittelalter«*

Gegenbild des Unbehagens an der Moderne nach 1800



Tristan im Dienst der
völkisch-nationalen
Erneuerung

*Ernst Robert Curtius,
Philologe von europäischem Format*

lich auf eine sichere Gelangung und Landung an der Küste der eigentlichen vaterländischen Welt rechnen durfte.«

In solchem kunsttheoretischen wie geschichtsphilosophischen Programm meldet sich die Wiederentdeckung des Mittelalters, dessen Aktualisierung als Gegenbild zum modernen Unbehagen, als rückwärts gewandte Utopie an. Die frühe Germanistik als neue wissenschaftliche Disziplin, vertreten durch die Brüder Grimm, durch Karl Lachmann, Moriz Haupt u. a. m., war der rationalistische Ausdruck dieser Sehnsucht. War diese Germanistik im Kontext der Aufdeckung der Geschichte der deutschen Nationalliteratur und der Geschichte der deutschen Sprache zunächst an einem emphatischen Volksbegriff orientiert und schien Gelehrten wie Jakob Grimm die Verbindung von Germanistik und Geschichtswissenschaft als selbstverständlich – zum politischen Fall sollte sie werden, als das geschichtsphilosophische Modell durch Nationalliberale wie Adam Müller und den auf dem Berliner Marsfeld mit Studenten den freiheitskriegerischen, antinapoleonischen Sinn seiner Subjekt-Philosophie exerzierenden Philosophen Johann Gottlieb Fichte zweckgemäß auf die preußische Vorherrschaft in Deutschland zugespitzt wurde. Demnach bildete das deutsche Volk nunmehr als mythische Kategorie den irrationalen Faktor der nationalen, nach der Niederlage Napoleons 1815, der Burschenschaftsbewegung und dem Wartburgfest von 1819 inkriminierten und vom Deutschen Bund verfolgten deutschnationalen Sammlungsbewegung. Militante Kategorien wie »Frankreich, Deutschlands Erbfeind« resultieren aus dieser Auffassung und haben die tatsächliche Entwicklung wie die Ideologiegeschichte Deutschlands bis in den Ersten und den – auf Revanche sinnenden – Zweiten Weltkrieg hinein bestimmt. Für diese Kontinuität spricht nicht nur – nach dem militärischen Sieg über Frankreich 1870/71 – das auf deutsche »Wesentlichkeit« ausgerichtete Mittelalterbild der Romantik, sondern vor allem der Reichspropagandakitsch der Gründerzeit, sprechen Richard Wagner und Bayreuth ebenso wie die deutschnationalen bis nationalsozialistischen Vereinnahmungen der »heroischen« Vorzeit des deutschen Volkes (deutscher »Geistesstrom« in der Wertkette um 1934: Germanen, Nibelungenlied, Gotik, Martin Luther, deutscher Idealismus, Richard Wagner, Friedrich Nietzsche, Nationalsozialismus, Adolf Hitler – so in auflagenstarken Berufsschulbüchern der 1930er Jahre).

In diesem nationalistischen Kontext der philologischen Erforschung und ideologischen Wertung des deutschen Mittelalters nimmt es nicht wunder, dass erst am Ende des Zweiten Weltkriegs eine gültige gemeineuropäische Perspektive des Mittelalters entwickelt werden konnte. Ernst Robert Curtius hat in seinem epochemachenden Buch *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948), oft in hartnäckiger Auseinandersetzung mit einem der wichtigsten, noch der nationalliberalen Germanistik des 19. Jahrhunderts verhafteten Mediävisten, Gustav Ehrismann, die gemeineuropäische Verflechtung der mittelalterlichen Literaturen vor Augen geführt. Die angelsächsische, die deutsche, die französische, die italienische, die spanische Literatur des Mittelalters hängen eng miteinander zusammen und beeinflussen sich, wechselweise tonangebend, gegenseitig; sie fußen gemeinsam auf der lateinischen und griechischen Antike, ein Einwirken islamisch-arabischer Kulturideale und Dichtungsformen ist – in der kulturkämpferischen Auseinandersetzung mit anderen Religionen, nicht zuletzt dem Judentum – unübersehbar. Es hat im Sinne der Romantiker und ihrer philologischen, universitären Sachwalter eine autochthone deutsche Entwicklung nie gegeben, sie entsprang geschichtsphilosophischem Wunschenken. Diese Erkenntnis hat

Ernst Robert Curtius auch auf die philologische Praxis zu übertragen gesucht: »Im 20. Jahrhundert hat man vielfach der Altertumswissenschaft das wertsetzende Beiwort ›klassisch‹ entzogen, aber sie selbst ist dem Vermächtnis ihrer Gründer treu geblieben. Diese universale, Philologie und Geschichte vereinende Auffassung der Antike ist ein schönes Vorrecht der deutschen Altertumsforschung geblieben und hat reiche Frucht getragen. Von der Erforschung des Mittelalters kann das Gleiche leider nicht gesagt werden. Die Mittelalter-Forschung entstand im Zeichen der Romantik und hat die Spuren dieser Abkunft nie abgestreift. Altgermanisches Reckentum, Minnesang und Ritterzeiten – um sie wob die Romantik duftige Bilder. Die deutsche Erhebung von 1813 verschmolz sie mit dem nationalen Wollen einer neuen Jugend. Forscher, unter denen manche zugleich Dichter waren, stellten die Texte her und wirkten am Bilde deutscher Vergangenheit [...] Nur die Zusammenarbeit der verschiedenen Mittelalter-Wissenschaften kann das kulturhistorische Problem des höfischen und ritterlichen Ethos lösen, wenn es lösbar ist. Der mittelalterliche Philolog muß die mittelalterliche Geschichtswissenschaft danach abfragen, was sie über die mittelalterlichen Standesideale, ihre konkreten politischen, militärischen, wirtschaftlichen Bedingungen mitzuteilen weiß [...] Diese Andeutungen genügen vielleicht, um zu zeigen, daß wir eine neue Mittelalter-Wissenschaft auf breiterer Grundlage brauchen.«

Am thesenhaften, theorielastigen Zugriff auf das Mittelalter wird sich grundsätzlich nichts ändern; er wird stets stärker ins Auge fallen als bei den folgenden Epochen. Aber der universalistische, auf das synkretistische Mittelalter Europas – Schmelztiegel heidnischer, arabisch-islamischer, jüdischer, christlicher, griechisch-orthodoxer Strömungen – konzentrierte Blick, dem Ernst Robert Curtius hartnäckig das Wort redet, erscheint heute, wenngleich nicht ganz einfach im Beschreibungsmodell »deutsche oder besser: deutsch-sprachige – als Möglichkeit einer transnationalen Verständigung – Literaturgeschichte« einzulösen, mehr denn je als angemessen, ja selbstverständlich.

Das Mittelalter, eine universalistische These

Germanisch-heidnische Dichtung, Heldenlied

Die ersten bekannten Textzeugnisse auf germanischem Boden sind nur in ganz wenigen Beispielen, zudem in Überlieferungen späterer Zeit, erhalten. Sie sind volkssprachige Dialektdenkmäler, und damit kann – aufgrund der sprachgeographischen Analyse – der Ort oder der Sprachraum ihrer endgültigen Niederschrift lokalisiert werden. Diese frühesten Texte sind Zeugnisse heidnisch-germanischer Religiosität; die frühe, deutschnationale Germanistik hat sie als Sprachdenkmäler behandelt. Das feierlich gesprochene oder gesungene Wort war Begleiter magischer Rituale, in denen um Schutz und Beistand der Stammesgottheiten gebeten wurde. Opferversen, Orakelsprüche und Zauberformeln mögen sich angeschlossen haben, wie sie vor allem außerhalb des europäischen Kulturkreises bekannt geworden sind. Der gesamte Umkreis der alltäglichen Sorgen, Nöte und Hoffnungen einer politisch als Stamm, wirtschaftlich vorwiegend als Tausch-, Haus- und Agrargesellschaft – mit umfangreichen Handelsbeziehungen in alle Himmelsrichtungen – verfassten Gesellschaft wird in diese Textformen einzubeziehen sein.

Erste Textzeugnisse

Aus heidnisch-germanischer Vorzeit stammen die beiden bekanntesten Zeugnisse, die *Merseburger Zaubersprüche*, die erst im 10. Jahrhundert (Kloster Fulda) schriftlich festgehalten worden sind. Während im ersten Spruch zauberkundige

Magischer Zauber

Frauen die Fesseln von Gefangenen lösen sollen, setzt der zweite Spruch mit einem epischen Bericht ein, der in zwei Stabreimlangzeilen gefasst ist: Phol und Wodan reiten in den Wald, als sich ein Pferd das Bein verrenkt. Auf einer zweiten Sprechenebene setzt nun der magische Heilungsversuch ein; er wird dreifach wiederholt, weil er die beiden ersten Male misslingt, und erst als Wodan in seiner Eigenschaft als Herr der Zauberkunst selbst beschworen wird, ist die Heilung des Pferdes in Aussicht. Dann folgen, auf einer dritten, imperativischen Sprechenebene, die Krankheitsanrede und der Heilungsbefehl. Der klare Aufbau des zweiten *Merseburger Zauberspruchs*, der gleichgeordnete Wechsel der Sprechenebenen, in denen magische Kräfte zu sehen sind, die Geschehnisse bewirken, weist ihn als germanischer Frühzeit stammend aus. Das Vertrauen in die Hilfsbereitschaft wie die Wirkungsmacht der germanischen Götterwelt ist ungebrochen und kommt selbstbewusst zum Vortrag. Andere bekannt gewordene Zeugnisse magischer Spruchdichtung sind nicht mehr so eindeutig und zum Teil in Sprechweise wie Beschwörungsformel christlich überlagert (Anbetung Jesu Christi und der Mutter Maria im *Lorscher Bienensegen*).

Völkerwanderung

Die Zeit der Völkerwanderung hat dieses magisch-natürliche Bewusstsein der germanischen Stämme verändert und erweitert. Ihre Begegnung mit den fremden und ihnen überlegenen Kulturen Spaniens, Italiens und Nordafrikas veränderte deren Selbstauffassung, weil jetzt das Kriegerische dominieren musste. Eine neue Heldendichtung war die natürliche Folge der oft jahrhundertlang andauernden Stammeskämpfe und Wanderbewegungen. Während der Zeit der Völkerwanderung entstanden mehrere Sagenkreise, so der *ostgotische* mit der Dietrichsage, der Hildebrandsage und dem Lied von der Rabenschlacht, der *alemannische* mit Walther und Hildegund, der *westgotische* mit der Hunnenschlachtsage, der *nordgermanische* mit den Sagen von Beowulf, Wieland dem Schmied, Hilde und Gudrun, und der *burgundische* mit der Sage von den Nibelungen. Diese Sagenkreise sind – nicht nur im Mittelalter – vielfältig bearbeitet und verändert worden und haben nicht selten ihre ursprüngliche Gestalt ganz verloren.

Hildebrandlied

Als wichtigstes Literaturzeugnis jenes Zeitraums gilt das *Hildebrandlied*, das in einem Fuldaer Codex aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts aufgefunden wurde. Dieser Codex enthält in der Hauptsache zwei Schriften des Alten Testaments, die *Weisheit König Salomons* und den *Jesus Sirach*. Auf der ersten und der letzten Seite haben dann zwei Schreiberhände zu Beginn des 9. Jahrhunderts das *Hildebrandlied* eingetragen, soweit der Platz reichte. Erhalten sind 68 Stabreimlangzeilen; das Lied ist unvollständig, der Schluss fehlt. Das *Hildebrandlied* entstammt dem gotisch-langobardischen Sagenkreis. Die erhaltene Niederschrift aber – als Abschrift einer älteren Vorlage, kaum des Originals – ist mit oberdeutschen und niederdeutschen Spracheigenheiten durchsetzt. Der sagengeschichtliche Weg des *Hildebrandlieds* weist nach Bayern, seine Sprachgestalt muss also ursprünglich oberdeutsch gewesen sein. Es gehört zur Heldendichtung um die Gestalt Dietrichs von Bern, so dass wir seinen Ursprung noch weiter südlich vermuten müssen. Bayern, das Kloster Freising vor allem, war der literarische Umschlagplatz von Dichtung und weltlich-geistlicher Gebrauchsprosa auf dem Weg nach Norden. Wahrscheinlich ist das Lied in Fulda bearbeitet und auf einem niederdeutschen Sprachstand verfasst worden; diese Vermutung liegt nahe, weil Fulda in seiner Frühzeit zahlreiche bairischstämmige Mönche beherbergte und lebhaft Beziehungen zum Kloster Regensburg unterhielt, das Freising allmählich den literarischen Rang abgelaufen hatte. Die Handlung dieses einzig erhaltenen, wenngleich fragmentarischen heroischen Heldenlieds ist kurz: Hildebrand hat als

Gefolgsmann Dietrichs von Bern auf dem Rückzug vor Odoaker vor dreißig Jahren Frau und Sohn in seiner Heimat zurücklassen müssen. Als er endlich heimkehrt, trifft er auf einen Helden der feindlichen Seite. Er erkennt ihn als seinen Sohn und gibt sich selbst zu erkennen. Aber der Sohn misstraut ihm, wittert ein Ausweichen des Alten vor dem Kampf und verschärft seine durchaus legitime Feindesschelte. Nun muss sich Hildebrand an seiner empfindlichsten Stelle getroffen fühlen, seiner Kriegerehre. Damit wird der Kampf zwischen Vater und Sohn unvermeidlich. An dieser Stelle bricht die Fuldaer Fassung ab.

Aus anderen Quellen ist bekannt, dass Hildebrand seinen Sohn tötet. Spätere Fassungen kennen einen versöhnlicheren Schluss, doch haben sie mit der ursprünglichen Gestalt des Liedes kaum mehr etwas gemein. Gerade in der Unausweichlichkeit, in der es die schicksalhafte Begegnung zwischen Vater und Sohn dramatisiert, ist das *Hildebrandlied* der Fuldaer Fassung der ältesten Schicht der heroisch-heidnischen Heldendichtung zuzuordnen. Die rhetorische Grundform ist der Dialog, die kampfeslustige Wechselrede, die auch aus der nordischen heroischen Dichtung bekannt ist. Dennoch repräsentiert es nicht die älteste heroische Dichtung, es setzt ja die Dietrichsage bereits voraus. Viel wahrscheinlicher handelt es sich beim *Hildebrandlied* um eine späte Sprossdichtung dieses Sagenkreises. Dem Anschein nach hat ein langobardischer Dichter des 7. Jahrhunderts einen Wanderstoff aufgegriffen, der keinen Stammesbezug aufwies, und ihn in allen Einzelheiten der gebotenen Gefolgschaftstreue und des auch in der widersprüchlichsten Situation unverbrüchlichen Kriegerethos dem Sagenkreis um Dietrich von Bern zugeeignet.

Die Träger dieser heroischen althochdeutschen Stabreimdichtung sind Hofsänger. Ihre Dichtung ist Ständedichtung für die Ohren der adligen Stammesfürsten, deren kriegerische Taten sie verherrlichten. Mit der Verdrängung des germanischen Stammesfürstentums und dessen Gefolgschaften verliert nicht nur das heroische Lied, sondern auch der Stand dieser Hofsänger rasch an Bedeutung (Mitte des 9. Jahrhunderts). Der neue Dichter- und Gelehrtentypus ist ausschließlich in den katholischen Klöstern zu finden, und er wird die Literatur bis Mitte des 12. Jahrhunderts beherrschen. Der heidnische Stammes- und Gefolgschaftssänger, der aus germanischer Vorzeit herüberreicht, wird durch den christlich-katholischen Geistlichen abgelöst. Der Minnesänger als Lehens- und Gefolgsmann einer christlichen Ritterschaft schließt sich dieser Entwicklung nach nahtlos an.

*Hofsänger als Träger
heroischer Stammes-
dichtung*

Von der karolingischen Renaissance zum Stauferreich: Kulturpolitische Grundlagen

Die Bedeutung des im Jahr 800 im Aachener Dom zum Kaiser des »Heiligen Römischen Reichs« gekrönten Karl für die Förderung und Verbreitung der schriftlichen Kultur im westfränkischen wie im ostfränkischen Reich kann nicht hoch genug angesetzt werden. Als leidenschaftlicher Vermittler von christlicher Bildung, Literatur, Kunst, Ethik und Wissenschaft hat er im Jahr 813 u. a. verordnet: Jedermann soll seine Söhne zur Schule schicken, entweder in ein Kloster oder aber zu einem Priester. So ließ er auch eine Grammatik seiner Muttersprache erarbeiten. In seinem *Heldenliederbuch* ließ er die wichtigste und früheste Stammesliteratur und heroische Heldendichtung sammeln. Karls Kulturpolitik, die *re-*

Karl der Große

Investiturstreit und politischer Zweck des ontologischen Gottesbeweises

novatio studii, war wesentlicher Bestandteil seiner kaiserlichen Reichspolitik, der *renovatio imperii*, und führte zu einer ersten glanzvollen Vergegenwärtigung der während der *dark ages* fast bedeutungslos gewordenen antiken Kunst und Literatur. Vor allem in der Kunstgeschichte spricht man von der karolingischen bzw. ottonischen Renaissance (Romanik), die in weltlicher (Palastbau, Städtebau) wie in sakraler Hinsicht (Dombauten) das Gesicht der Epoche der fränkisch-karolingischen und der sächsischen Kaiser geprägt hat.

Die Zeit Karls des Großen ist nicht mehr von der Christianisierung bestimmt, die im Wesentlichen längst abgeschlossen war; sein Interesse galt dem Ausbau einer starken und gut organisierten Reichskirche, die er freilich seinen imperialen, reichsorientierten Absichten unterwarf. Aber er konnte auch nicht verhindern, dass diese Reichskirche ein eigenes Gewicht gewann und damit zum politischen Faktor wurde, im Laufe der Zeit sogar auf einer eigenständigen, an Rom orientierten Herrschaftssphäre bestand. So sehr es in Karls Absichten lag, den Laienstand der christlichen Kirche und der christlich-antiken Bildung zu unterwerfen und dadurch seinen weltlichen Herrschaftsanspruch zu festigen – in dem Augenblick, in dem die Kirche ihren Autonomieanspruch erhob und zu behaupten begann, dass nicht der Kaiser, sondern Jesus von Nazareth als verheißener Messias und gesalbter Christus Herr der geschichtlichen Endzeit und damit der Erlösung der Christenheit aus dem »Übel« sei, musste dies zwangsläufig auch zu einer tiefen Verunsicherung der Laienschaft führen. Die ideologischen Reichskämpfe – hie weltliches Kaiserreich, da päpstlich repräsentiertes Gottesreich – kündigen sich in diesem Widerspruch an, der selbst noch im modernen staatskirchlichen Status quo sichtbar bleibt. Ausgetragen werden sollte dieser Konflikt als Investiturstreit zwischen dem Papst und den Königen von Frankreich, England und Deutschland. Er entzündete sich an der Frage, wer dazu befugt ist, Bischöfe einzusetzen, der Papst in Rom oder die weltliche Macht. Der Investiturstreit uferte rasch aus; mit seinem berühmt gewordenen und aus diesem Streit hervorgegangenen »ontologischen Gottesbeweis« sicherte der Erzbischof von Canterbury, Anselm, der Kirche nicht nur die theoretische Überlegenheit an einen einzigen, allen anderen Religionen überlegenen Gott (»etwas, worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann«) gegenüber dem in Spanien spürbar gegenwärtigen Islam und dem in zahlreichen städtischen Gemeinden anwesenden Judentum, sondern auch gegenüber der weltlichen Macht: Allein die katholische Kirche war im Besitz der ewig gültigen Wahrheit. Es ging aber auch um eine Erweiterung des machtpolitischen Instrumentariums der Geistlichkeit und um eine Steigerung der territorialen Expansion der Kirche. Ein Streit, in dem selbst die Kreuzzüge zum Mittel gerieten, den europäischen Adel substanziell zu schwächen, und der erst 1122 mit dem Konkordat von Worms beendet werden sollte.

Die zentrale Rolle der Klöster

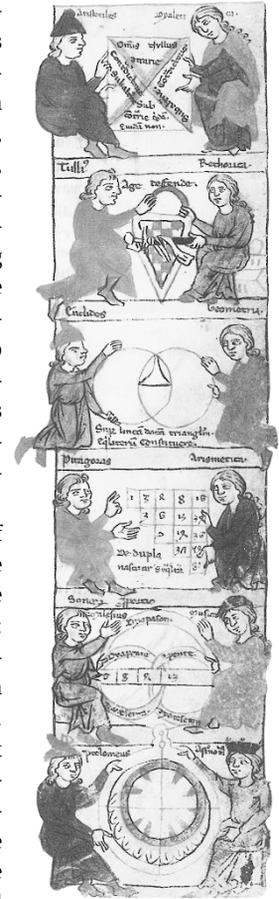
Klosterreform

Es ist unbestritten, dass bei der von Karl eingeleiteten christlichen Kulturmission die Klöster die zentrale Rolle gespielt haben. Infolgedessen wurden sie nach Kräften ausgebaut und ihr Besitzstand so weitgehend wie möglich vermehrt. Die Klöster gehörten zu den Großgrundbesitzern des Mittelalters, Oasen landwirtschaftlicher Autarkie, der Experimentierfreude und der Mildtätigkeit gegenüber den sozial Schwachen. Das Klosterleben selbst vollzog sich nach strengen Re-

geln, meist denen des Benedikt von Nursia, die den gesamten Tagesablauf bestimmten. Damit haben die Klöster sicherlich einen Faktor gebildet, der bereits frühzeitig auf die umgebenden germanischen Stämme eingewirkt und als Zeichen vorbildlicher und höherer Kultur eine Lösung von althergebrachten Sitten und Techniken bewirkt hat. Die Klöster trugen durch ihren frühzeitigen Versuch, im Namen Christi eine Gemeinde zu bilden und sie regelmäßig zu versammeln, einen ersten und wesentlichen Beitrag zur Urbanisierung herkömmlicher Stammesgewohnheiten bei. Das unausgesprochene Ziel bestand in der Verchristlichung des Feudalsystems. Die Klöster waren nicht nur Orte der Entwicklung neuer Gesellschaftsformationen; sie waren zentrale Bildungsinstitutionen. Ihre Aufgabe umfasste die stetige und strenge Unterweisung der Ordens- und der laizistischen Gemeinde im christlichen Glauben ebenso wie die Vermittlung so wichtiger Kulturtechniken wie des Lesens und Schreibens und eines mythisch-historischen Bewusstseins der menschlichen Existenz, das vom Sündenfall bis zur Erlösung durch Jesus Christus reichte. Ihre soziale Funktion für das Seelenleben des mittelalterlichen Menschen, seine soziale Versöhnung und Zufriedenheit ist kaum zu ermessen.

Die cluniazensische Reform des Klosterlebens um 910, verstärkte Resonanz auf die Klosterreform Karls des Großen, lief auf eine klare Absicht hinaus: Es sollte eine asketische und hierarchisch gestufte Verfassung von Christenheit und Kirche geschaffen werden, die der neuen religiösen Militanz nur dienlich sein konnte: ein autarkes, von der weltlichen Macht unangreifbares Klosterwesen, militärischen Bastionen nicht unähnlich. Diese Reform griff rasch über und machte den cluniazensischen Klosterverband zu einem starken politischen Faktor im Reich. Dieser Geist von Cluny entfaltete auch in Deutschland seine Wirksamkeit und ist seit 1070 (Hirsauer Reform) deutlich spürbar. Die Zahl der in Deutschland reformierten Klöster wird auf etwa 150 geschätzt; die davon ausgehenden literarischen Anstöße sind besonders im bairisch-österreichischen Raum sichtbar. Die katholische Kirche bestimmte mit ihrem Machtanspruch nicht nur die öffentliche Diskussion, sie fand im Zuge ihrer Absicht auch zu einer undogmatischen und geistigeren Form der Ansprache an den Laienstand, um ihm das asketische Ideal des Mönchtums nahe zu bringen. Mit dieser Absicht ist zugleich der Beginn der frühmittelhochdeutschen Sprache bezeichnet, die insgesamt von einem »aufklärerischen«, erzieherischen Ton bestimmt ist. Sie wird gelegentlich auch als cluniazensische Literaturepoche bezeichnet. Deren Autoren gehören fast ausschließlich der Geistlichkeit an.

Über lange Zeit hinweg bildete die Lektüre der lateinisch verfassten Heiligen Schrift des Hieronimus, die um die Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert entstanden sein muss, den Kernbestand der mönchischen Bildung. Um den Reichtum der Heiligen Schrift voll ausschöpfen zu können, waren umfangreiche Kenntnisse der lateinischen Stilistik und Rhetorik notwendig; dieses im Wesentlichen spätantike, auf den Neuplatoniker Martianus Capella zurückgehende Wissen wurde um die Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert von Alkuin, dem Freund und Lehrer Karls des Großen und dem geistigen Initiator der karolingischen Renaissance, im System der *septem artes liberales*, der »Sieben freien Künste« aktualisiert. Dieses Wissen, das in der spätantiken Bedeutung nur von einem »freien« Bürger erworben werden durfte, umfasste als *trivium* die Grammatik, die Dialektik als Vermögen des logischen Denkens und die Rhetorik; hinzu kam als *quadrivium* die Kenntnis der Astronomie, der Arithmetik, der Geometrie und der Musik. Alkuin hat damit den Grund zum später entstehenden *studium* gelegt, das als dritte



Sechs der »Sieben freien Künste«: Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Musik, Astronomie. Kolorierte Federzeichnung zum *Welschen Gast* des Thomasin von Zerclaere (um 1250/60)

Das Wissenssystem der »Sieben freien Künste«

Macht neben *sacerdotium* und *imperium* trat, durch die *artes mechanicae*, die »mechanischen Künste«, neben den *artes prohibitae* (»Schwarzkünste«: Wahrsagerei, Zauberei, Alchemie, Hexenkünste) ergänzt wurde und aus dem die ersten Artistenfakultäten, Keimzellen der europäischen Universitäten, hervorgingen. Das System der »Sieben freien Künste« hat bis in die Renaissance hinein das universitäre Wissenschaftssystem bestimmt; erst dann lösten sich allmählich die zunächst unter den »mechanischen Künsten« zusammengefassten Naturwissenschaften und entfalteten ihr die Moderne beherrschendes Eigenleben.

Auch die Dichtungsauffassung des Mittelalters ordnet sich dem System dieser »Sieben freien Künste« unter. Dichtung ist Bestandteil der rhetorischen Ausbildung und Praxis und in das didaktische System der »Sieben freien Künste« eingebunden. Als Darstellungs- und Ausdruckstechnik ist sie rein theologischen Gesichtspunkten untergeordnet und hat die Funktion der Bibelerläuterung. Eine Dichtungstheorie als eigenständige Form der Weltauslegung fehlt daher. Ein Unterschied zwischen Lyrik und Prosa wird kaum gemacht; bis ins Spätmittelalter gilt Dichtung als gebundene Kunstrede. Erst Alkuin erweitert unter Berufung auf Augustinus den Spielraum des dichterisch Möglichen: Die Dichtung wird – wie die übrigen freien Künste auch – zur karolingischen Hofkunst. Es bilden sich zwei Positionen: die der *poetica divina*, die der Pariser Schultheologie entstammt und für die gesamte geistliche Dichtung des Mittelalters verbindlich ist. Ihr zufolge ist Gott der Schöpfer aller Wesen und Dinge; der Mensch, und damit der Dichter, hat lediglich die Aufgabe, dieses Kunstwerk zu preisen. Auf der anderen Seite steht die immer deutlicher werdende Auffassung der höfischen Dichtung, die das schöpferische Wesen des Menschen hervorhebt. Die Entwicklung gedieh jedoch nicht so weit, dass die gemeinsame Wurzel der rhetorischen Ästhetik der Antike nicht immer wieder durchscheinen würde, der zufolge es keinen Unterschied zwischen dem rhetorischen Ausdruck und der natürlichen Weltordnung gibt.

In den katholischen Klöstern schließlich entstand der wesentliche Handschriftenbestand, teils in einfacher Form der unmittelbaren Abschrift, Glossierung oder Interlinearversion, teils in Form der Bearbeitung (Straffung, Erweiterung) oder Nachdichtung, teils aber auch in Gestalt sorgfältig geschriebener und reichhaltig illustrierter oder illuminierter Prachthandschriften. Das Schreiben selbst war kein Privileg der Geistlichen, in den klösterlichen Schreibschulen wurden oft auch Laien als Kopisten beschäftigt. Mittelalterliche Handschriften wurden auf Pergament geschrieben. Da die Pergamentherstellung, die Bindung und die Einbandgestaltung (Leder, Elfenbein, Holz mit Edelsteinimplementen u. a. m.) teuer und aufwendig waren, war die Fertigung einer Handschrift oft nur mit Hilfe finanzkräftiger Höfe oder Klöster möglich. Ein hohes Ansehen genossen diejenigen, die als Schreiber und Buchillustratoren tätig waren; entsprechend vielseitig mussten kunsthandwerkliches Geschick und Sorgfalt zu Werke gehen. Der Handschrift, dem Codex wurde im Mittelalter eine Beachtung zuteil, von der wir uns keine Vorstellung mehr machen können. Pergamenthandschriften sind relativ selten. Die kommerzielle Herstellung, der kommerzielle Vertrieb von Handschriften ist im Mittelalter unbekannt. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts verdrängt das Papier das Pergament als zu teuer und kostspielig gewordenen Grundstoff; eine gesteigerte Nachfrage nach Büchern wird diese Ablösung beschleunigt haben. Der Wert einer Handschrift geht aus der Sorgfalt der mit Tinte aufgetragenen Schrift, den oftmals mit Gold- oder Silbereinlagen geschmückten Initialen und den handkolorierten Illustrationen hervor. Eines der schönsten Beispiele mittelalterlicher Buch-



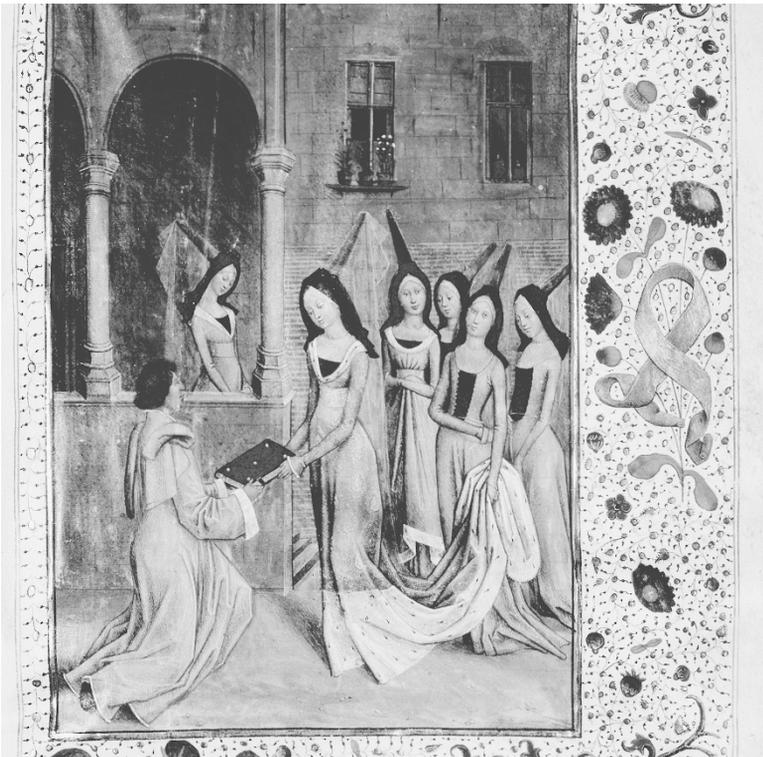
Prachtinitialen einer
hochhöfischen
Handschrift

kunst stellt die Heidelberger Liederhandschrift mit ihren 137 Dichterminiaturen dar. Die Handschrift war schon frühzeitig Repräsentationsgegenstand; reichhaltig ausgeschmückte Schriftseiten, teilweise mit Gold und Edelsteinen verzierte Bucheinbände legen davon Zeugnis ab. Namhafte und sehenswerte Handschriftenbestände befinden sich heute in großen Bibliotheken wie der Bayrischen Staatsbibliothek München (Handschriften des *Heliand*, *Parzifal*, *Willehalm*, *Tristan*, des *Nibelungenlieds*), der Österreichischen Nationalbibliothek Wien und der Universitätsbibliothek Heidelberg (Kleine und Große Heidelberger Liederhandschrift).

Unübersehbar im Prozess der Herausbildung der althochdeutschen Literatursprache ist die rege Übersetzertätigkeit, die von den katholischen Klöstern ausging. So wurden zahlreiche antike Autoren (Vergil, Ovid, Tacitus u. a. m.) übertragen, Übertragungen, die oftmals ein halbes mönchisches Leben beanspruchten. Attraktiver Glanzpunkt der Klöster aus heutiger Sicht: Nur dort waren »Bücher«, schriftliche Informationen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Menschheit überhaupt zugänglich. Adelsbibliotheken waren relativ selten. Eine der anregendsten Gestalten auf dem Gebiet der Übertragung antiker und christlich-lateinischer Autoren war Hrabanus Maurus (gestorben 856), ausgezeichnete Kenner der spätantiken christlichen Literatur, Verfasser einer vielbändigen Enzyklopädie des profanen Wissens, Erbauer und einflussreicher Abt des Klosters Fulda und Schüler des Alkuin; Walahfried Strabo, Schüler des Hrabanus Maurus, Abt des Klosters Reichenau am Bodensee und Erzieher Karls des »Kahlen«, setzte diese Tradition fort. Und ein weiterer Mönch aus der Vielzahl der Übersetzer, Notker von Sankt Gallen, ist für die Literatur- und Kulturgeschichte um das Jahr 1000 als gelehrter Kommentator, Philologe und Übersetzer wichtig geworden; er

Die Stunde der Übersetzungen

Hrabanus Maurus



Miniatur von David Aubert, 1476 für die französische Fassung von Boëthius' *De consolatione philosophiae*

hat die wesentlichen Schul- und Musterautoren der klassischen Antike und des frühchristlichen Mittelalters im deutschen Sprachraum eingeführt, so die Schriften Augustins, die *Tröstungen der Philosophie* des Boëthius, die bukolischen Dichtungen von Terenz und Vergil, lateinische Lehrbücher der Rhetorik und der Poetik, Teile der Bibel (Psalmen, Buch Hiob), die *Hermeneutik* (Interpretationskunde) des Aristoteles sowie eine für die Literaturauffassung des Mittelalters grundlegende neuplatonische Schrift, *Die Hochzeit des Merkur mit der Philosophie* von Martianus Capella. Diese bewahrende, vermittelnde und übersetzende Tätigkeit der katholischen Klöster ist in allen Ländern Europas zu beobachten. Dabei dient sie der Propagierung und Ausbreitung des Christentums nicht ausschließlich, sondern die katholische Kirche und die sich allmählich entwickelnden universitären Bildungsinstitutionen eignen sich auch das durch zahlreiche Kommentatoren und Übersetzer zusammengetragene Wissen der griechisch-römischen Antike und des islamisch-arabisches Kulturkreises an.

Klösterliche Bildungsarbeit

Diese Leistung klösterlicher Bildungsarbeit mag erklären, weshalb es zunächst nicht zu einer Wort und Schrift umfassenden volkssprachigen Vertiefung des Althochdeutschen gekommen ist, sondern das Mittellateinische nach wie vor die herrschende Rolle spielte. Aus dem klassischen Latein der römischen Antike (»goldene und silberne Latinität«) hatte sich eine Mischform entwickelt, die starke volkssprachige Assimilationstendenzen aufwies, im grammatischen und rhetorischen Grundbestand jedoch eindeutig war. Diese ungebrochene Dominanz des Lateinischen übertrug sich in Form der lateinischen geistlichen Dichtung des Mittelalters auch auf die Literatur. Hatten im 8. Jahrhundert zahlreiche volkssprachige Ansätze in Liturgie und Predigt bestanden, die einzig geeignet waren, die komplizierten christlichen Glaubensinhalte »unter das Volk« zu tragen, so wurde mit der Synode von In den (817) und wohl auch unter dem Eindruck des Konflikts zwischen weltlicher und geistlicher Macht das Latein wieder als alleinige Kirchensprache eingeführt und ein volkssprachiger Umgang zwischen christlichen Priestern und heidnischen, d. h. »volkssprachigen« Laien untersagt.

Die besondere Rolle der Übersetzungen

Für die Entstehung der althochdeutschen Schrift- und Literaturdialekte waren Bibelübersetzungen und Bearbeitungen biblischer Stoffe ausschlaggebend. Ein ganz früher Vorläufer ist die gotische Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila, der überdies ein eigenes deutschsprachiges Schriftsystem entwarf. In der Hauptsache aber wurden die althochdeutschen Schriftdialekte durch Kommentatoren und Philologen gleichsam aus dem Vokabelheft erarbeitet, aus Glossen und Glossaren. In die Texte antiker Autoren wurden entweder zwischen den Zeilen, zwischen den einzelnen Wörtern oder an den Zeilenrand die deutschen Wörter für zunächst unbekannte lateinische Wörter eingetragen. Auf diese Weise entstanden die sog. Interlinear-, Text- und Marginalglossen. Die Interlinearglossen wurden oftmals zu zusammenhängenden Übersetzungen ausgeweitet, den sog. Interlinearversionen, d. h. zu Wort-für-Wort-Übersetzungen. Als wohl älteste, in althochdeutscher Sprache verfasste (ursprünglich bairische) Übersetzung gilt eine Synonymensammlung, eine Art Wörterbuch, das seinen Namen nach dem ersten Wort im Alphabet erhielt, der sog. *Abrogans* (764/772). Er ist in Freising entstanden und geht auf ein spätantikes Lexikon zurück, das dem Unterricht im *trivium* diente. Es ist das älteste erhaltene »Buch« im deutschen Sprachraum.

Laienstand und Geistlichkeit

Trotz des mittellateinischen Rückschritts verdankt sich die Entwicklung einer althochdeutschen Literatursprache der Begegnung zwischen Laienstand und christlicher Geistlichkeit. So hatte der Syrer Tatian im 2. nachchristlichen Jahrhundert die vier Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes zu einer

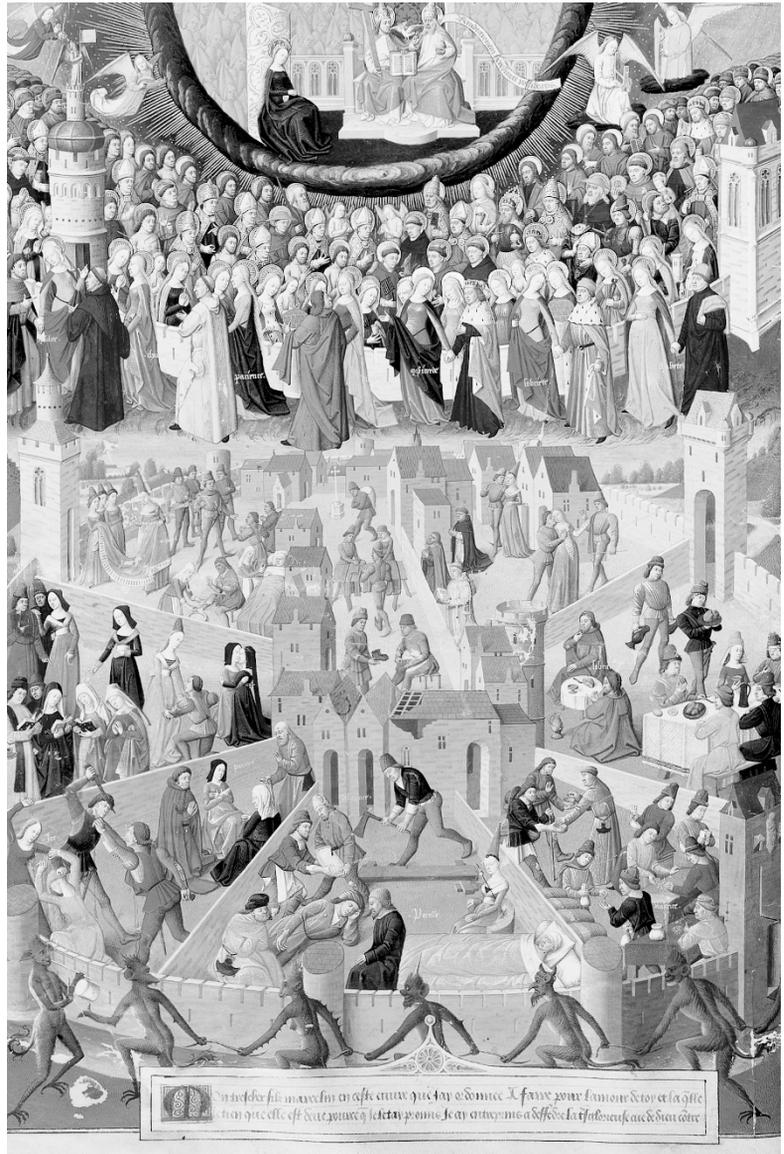
fortlaufenden Erzählung des *Neuen Testaments* verschmolzen. Diese *Evangelienharmonie* wurde während der Amtszeit des bedeutendsten deutschen Abtes im Frühmittelalter, Hrabanus Maurus, im Kloster Fulda vollständig ins Althochdeutsche übertragen und wird in dieser Form bei der christlichen Unterweisung des Laienstandes zentral gewesen sein. Ein Versuch, die Lebens- und Leidensgeschichte Christi auf die germanisch-altdeutsche Stammesverfassung zu übertragen – dies auch im Landschafts- und Zeitkolorit –, liegt mit dem um 830 entstandenen *Heliand* vor, der altsächsisch verfasst ist und den Versuch einer christlichen Stabreimdichtung wagt. Sein Dichter, fußend auf Tatians *Evangelienharmonie*, dem Matthäus-Kommentar (um 821/22) des Hrabanus Maurus und der angelsächsischen christlichen Stabreimepik, versucht, Stilprinzipien der heroischen Stabreimdichtung auf die neuen christlichen Inhalte zu übertragen.

Eine der wichtigsten rheinfränkischen Endreimdichtungen begegnet in der *Evangelienharmonie* oder dem *Krist* (um 870). Dieser *Krist* ist von dem elsässischen Mönch Otfried von Weißenburg verfasst und setzt sich aus einer selbständig getroffenen Auswahl aus den Evangelien zusammen, die Otfried mit wissenschaftlichen Kommentaren und Auszügen aus patristischen Schriften versehen hat. Jede Handlungsepisode wird durch eine Exegese und eine Allegorese ausgedeutet und in dreifachem Wortsinn interpretiert (*mystice, moraliter, spiritualiter*). Damit ist deutlich, dass sich Otfried ausschließlich an eine dünne Schicht gebildeter Adliger und Geistlicher wendet, wie schon seine drei Widmungen an den König Ludwig den Deutschen, den Erzbischof von Mainz und zwei befreundete Mönche verraten. Otfried gibt mit dem komplexen Aufbau seiner *Evangelienharmonie* auch seine Literaturauffassung zu erkennen. In einer Weltanschauung, die alle Dinge auf Gott hin ordnet und diese Dinge so betrachtet, als seien sie von ihm geschaffen worden oder aus ihm in stufenweiser Entwicklung hervorgegangen, kann die Literatur nicht mehr und nicht weniger sein als Sinnbildkunst. Ihre einzelnen Gegenstände stellen mehr dar, als sie zunächst scheinen, weil ihre Realität von einem göttlichen Sinn durchwaltet ist, d. h. die Realien werden als Sinnbilder, Symbole und Allegorien gefasst. Christliche Dichtung ist sinnbildliches Gotteslob. Otfrieds *Evangelienharmonie* ist, als selbständige Leistung eines namentlich bekannten Verfassers, ein erster bedeutender Höhepunkt christlicher Dichtung in Deutschland. Überdies: Nach seiner Widmung an König Ludwig den Deutschen, »dessen Macht sich über das ganze fränkische Ostreich erstreckt«, beginnt Otfried mit einer Huldigung an die Franken, die es aufgrund ihrer Kühnheit und Weisheit ebenso verdient hätten wie einst die Römer, die Botschaft Christi zu vernehmen. Und voller Stolz begründet er, warum er dieses Buch in deutscher Sprache (*theodisce*) – erstmals fällt dieser Begriff in der Dichtung – geschrieben hat. Nachdem er es zunächst beklagt, dass er die großen Vorbilder der Antike und der lateinisch-christlichen Poesie in der deutschen Sprache nicht erreichen werde, betont er die Richtigkeit seiner Sprachwahl, indem er darauf hinweist, dass Gott in der Sprache gelobt sein wolle, die er dem Menschen gegeben hat, so schwer ihm selbst, Otfried von Weißenburg, diese Aufgabe gefallen sei. Ebenso viel Mühe hat Otfried auf die Reimverse der *Evangelienharmonie* verwendet. Er sucht den regelmäßigen Wechsel von Senkung und Hebung und gestaltet einen höchst anspruchsvollen Reim, der öfter die Klangbindung bis zur letzten betonten Silbe verwirklicht. Bedeutete der christliche Stabreimvers des *Heliand* eine dichtungsgeschichtliche Episode, so wurde Otfrieds Reimvers zu einem Vorbild, das über Wolframs *Parzival* bis Goethes *Faust* die deutsche Dichtungsgeschichte durchzieht.

Evangelienharmonie



Der Evangelist Markus,
Mitte des 13. Jahrhunderts



Augustinus' Gottesstaat
in der mittelalterlichen
Vorstellung

*Dominanz des
Lateinischen*

Konnte der Appell der *Evangelienharmonie* an eine volkssprachige Dichtung nicht überhört werden, die Jahrzehnte bis Mitte des 11. Jahrhunderts waren denn doch von lateinisch dichtenden Geistlichen bestimmt. Wenn der Anstoß zu den karolingischen Reformen von weltlicher Macht in reichspolitischer Absicht ausgegangen war, so war die katholische Kirche als Hauptträger dieser Reformen eifersüchtig auf Distanz zur weltlichen Macht bedacht und witterte nach dem Tod Karls des Großen die Chance, die Machtverhältnisse zu ihren Gunsten zu verändern. Das große bildungspolitische Ziel der karolingischen Reformen, die ost- und westfränkischen Stämme im Zeichen der christlichen Kirche zu vereinigen und zu integrieren, war rein äußerlich gelungen. Unentschieden zwischen Reich und Kirche aber war, ob neben der immer radikaler

aufgeworfenen Forderung, der wahre Christ müsse aus dieser Welt »ausscheiden«, der Anspruch des Reichs auf die Laienschaft aufrechterhalten werden konnte. In dem ständig schwelenden Kampf zwischen *sacerdotium* und *imperium* trat die Kirche selbstbewusst und aggressiv an die Laien heran. Dieser neuen Linie waren innerkirchliche, innerklösterliche Reformen vorausgegangen, die eine straffe, auf Rom orientierte Machtkonzentration bewirkten; die weltliche Suprematie der Ottonen wurde nun angegriffen und infrage gestellt, wo immer sich Gelegenheit dazu bot, zuallererst jedoch der einzelne Christ in einen tiefen Zwiespalt geworfen, der noch in der Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide nachklingt.

Für die Frühphase dieser Literaturentwicklung, an der drei Generationen beteiligt sind, ist das *Ezzolied* sprechendes Beispiel, das um 1060 in Bamberg entstanden ist. Es schildert die Bedeutung Christi für die Erlösung von Menschheit und Welt aus dem Sündenstand. Dem dogmatischen Schema der Erlöserfigur folgend, wird das Leben Christi auf die Geburt, die Taufe und die Passion konzentriert. Mit dem *Ezzolied* soll der exemplarische Lebenslauf Christi vor Augen geführt werden. Das um 1080 entstandene *Memento mori* des Notker von Zwiefalten vermittelt die Erlösungsgewissheit des Christenmenschen und fordert dazu auf, die mönchische Nachfolge Christi anzutreten. Darin ist unübersehbar der cluniazensische Aufruf zur Weltabkehr und zur Askese formuliert. Die Welt selbst wird als verabscheuungswürdig dargestellt; der eigentliche Wert des Menschen erweist sich demnach nicht auf Erden, sondern vor dem Richterstuhl Gottes. Notker von Zwiefalten hat in seinem *Memento mori* den eindringlichen Ton der Bußpredigt verwendet, die bis ins 15. und 16. Jahrhundert zum rhetorischen Grundbestand der Kirche gehören sollte.

Ezzolied

Während die zweite »cluniazensische« Generation mit der Nachschöpfung heilsgeschichtlich bedeutsamer Vorfälle aus der Bibel (*Wiener Exodus*: Moses' Auszug aus Ägypten), der Entwicklung einer lateinisch gehaltenen geistlichen Dramatik, der Niederschrift heilsdogmatischer Predigten und der immer wiederholten Klage über den menschlichen Sündenstand befasst ist, mithin kirchliche Gebrauchsformen dominieren, wächst die christliche Dichtung der dritten Generation stark an. Dabei ist die Legendendichtung besonders hervorzuheben, die über das frühe *Annolied* hinaus ein eigenständiges Gewicht bekommt; daneben steht die Mariendichtung, der Marienpreis, der aus der kultischen Verehrung der Mutter Gottes erwächst und ebenfalls der Legendendichtung zuzurechnen ist; Übergangserscheinungen sind bereits zu beobachten: In das *Marienleben des Priesters Wernher* mischen sich frühmittelhochdeutsche und frühhöfische Stile.

Heilsgeschichte

Neben der Bußfertigkeit und Jenseitsbeflissenheit der frühmittelhochdeutschen Dichtung melden sich in den Versepen, von Geistlichen im Dienst adliger Auftraggeber verfasst, wie *König Rother* (1150), *Herzog Ernst* (1180) und dem *Rolandslid* (1170), dem frühen *Alexanderlid* (um 1150) Stillagen und Töne an, die auf den Aventure-Roman der höfischen Zeit hinweisen, aber auch auf den im Mittelalter stets präsenten Mythos der Befreiung Helenas aus der troianischen Gefangenschaft; die wesentlichen Merkmale der höfischen Dichtung – ritterliches Standesideal, Frauendienst, Lehenstreue und Artusideal – sind aufgrund dieser antiken Disposition fassbar, das mittelalterliche Rittertum als Handlungsträger übernimmt, u. a. in der Rolle der Befreier, diese mythische Rolle. Der frühhöfische Versroman setzt sich aus einer Reihe von Erzähltraditionen zusammen und findet reiche Nahrung im Kreuzzugserlebnis; so steht denn auch die Orientfahrt in sei-

Versepen